



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Frühling. Original-Bezeichnung von H. Hartung, mit Text von L. B. — Bellas Verlobung. Von C. von Schwarzkoppen. — Das Tanz-Epos „Amor“. Von Günther v. Freiberg. — Späte Heimfahrt. Eine Strand-Novelle von F. Meister, mit Illustrationen (Schluß). — Der Pflanzenschmuck des Balkons. Von D. Cordel. — Monatsbilder: Mai, mit Versen von L. B. — Frauen-Typen unterwegs. Von P. Giesbert. I. Die verwöhnte und die ängstliche Touristin. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Mai“. — Wirtschaftsplaudereien (mit Illustrationen). — Buntes Allerlei. — Korrespondenz. — Sehnsucht. Gedicht von Hafis, Komposition von Edwin Schulz.



Bei gegrüßt, o Maienzeit!
 Himmelsbläue tief und weit,
 Sonnenglanz bei milder Luft,
 Bienensummen, Blumenduft —
 O! wie mir das Herze schwillt!
 Gottes Güte wundermild
 Wandelt tief mir in der Brust
 Zum Gebete. Frühlingslust.

Frühling

Stahlschnitt von H. Wend'amour.

Original-Bezeichnung von H. Hartung.

Bellas Verlobung.

Von C. von Schwarzkoppen.

Gott segne den braven pensionierten Major und seine ebenso brave Majorin, falls sie noch am Leben sind! Aber dies ist kaum anzunehmen, denn sie gehörten schon damals nicht mehr zu den Jüngsten. Diefem Umstande war es wohl auch zuzuschreiben, wenn sie das Töchterchen ein wenig verzogen. Sie mochten sich ja selbst darüber wundern, wie sie in ihren vorgerückten Jahren noch dazu gekommen waren, eine so schmucke Blüte anzusehen.

Wer aber hätte am Ende Fräulein Bella nicht verzogen? Die halbe Stadt war in ihr lachendes Gesicht und in ihre strahlenden blauen Augen verliebt. Vielleicht lachte sie ein wenig zu viel, und ein Bedant hätte sich darüber ärgern können, daß sie so oft um nichts und wieder nichts lachte. Man brauchte sie nur anzusehen, gleich kicherte sie los. Ihre Freundinnen behaupteten, sie würde einmal bei ihrer eigenen Trauung nicht ernsthaft bleiben können und dem Pfarrer ihr Ja ins Gesicht lachen. Aber Papa und Mama freuten sich darum nicht minder ihrer ungebändigten Munterkeit, die aus einem frischen, frohen Herzen entsprang.

„Warum sollte unsere Tochter nicht lachen?“ pflegte der Major mit gravitätischem Selbstgefühl zu sagen. „Sie hat es gut bei uns und braucht sich keine Sorgen zu machen.“

Und in der That, Bella hatte es gut. Sie lebte wie die Lilien auf dem Felde, sie arbeitete nicht, auch spann sie nicht, und wenn sie auch nicht gerade gekleidet war wie „Salomo in all seiner Herrlichkeit“ — denn dazu hätte Papas bescheidene Pension nun doch nicht gelangt —, so hatte sie doch immer ein neues Kleid oder eine hübsche Schleife vor ihren Freundinnen voraus.

Es gab Leute, welche dem Major solchen Aufwand für das Töchterchen verdachten und meinten, der alte Herr solle sich dafür lieber ab und zu ein Gläschen stärfenden Weines und seiner geplagten Hausfrau eine gelegentliche Aushilfe in der Wirtschaft gönnen. Aber sie meinten es sehr mit Unrecht. Denn da wir, nach Kant, nun einmal in einer Welt der Vortellungen leben, so muß es wenigstens jemand unbenommen sein, sein Geld für das auszugeben, was ihm selbst und nicht seinem Nachbar als das Wünschenswerteste erscheint.

Die Familie lebte in einem baufälligen kleinen Hause in der Winkelgasse, dem Eingebachten der Majorin. Obgleich an der Hausthür „Freiherr von Schlachtenstern“ — der Major hielt viel auf diesen seinen alten ritterlichen Namen — in großen, wenn auch etwas verwitterten Buchstaben zu lesen war, machte dasselbe dennoch einen kleinbürgerlichen Eindruck. Ein gelblicher Kater pflegte auf dem Dache zu spazieren, an den Fenstern hingen vielgestickte, dünne Mouffelinegardinen, die aber stets sauber gewaschen waren, an einem derselben, welches ein breites hölzernes Gefirnse hatte, pflegte Bella die Tauben der Nachbarschaft zu füttern. Ob sie wohl wußte, welch anmutiges Genrebild sie bei dieser Beschäftigung abgab. Ich fürchte, daß sie es wußte. Ein wenig Gefallsucht steckte ihr nun einmal im Blut, und schon, da sie als hoch aufgeschossener Backfisch im kurzen Kleidchen zur Schule ging, die Mappe lustig am Arme schlenkernd — denn mit der Gelehrsamkeit hatte sie es niemals recht ernsthaft genommen —, bligte ihr der Schelm aus den Augen, wenn sie die Blicke der Begegnenden wohlgefällig auf sich gerichtet sah.

Jetzt war sie siebzehn Jahr. Der erste Ball, den sie mitmachte, verfezte sie in einen Rausch des Entzückens. Sie bekam so viel Cotillonbouquets, daß sie gar nicht damit zu bleiben wußte, bis ihr Tänzer, der schöne schlank Lieutenant von Lanzberg, dieselben sämtlich in seinen Helm packte und damit triumphierend nach dem „Drachenfels“ schritt, — so hatte der gottlose Wig der Jugend die Estrade getauft, auf welcher die älteren Damen zu sitzen pflegten — um sie Bellas Mutter zur Aufbewahrung zu bringen.

Die kleine Frau erhob sich ganz bestürzt von ihrem Sofa. „Aber, lieber Herr von Lanzberg, die vielen Blumen kann ich für meine Tochter gar nicht annehmen. Da müssen ja die anderen jungen Damen zu kurz kommen!“ worauf die beiden neben ihr sitzenden erfahreneren Ballmütter einen spöttischen Blick mit einander wechselten, und die eine von ihnen, die eine wenig begehrte Tochter hatte, geringschätzig bemerkte:

„Nehmen Sie immerhin, liebe Majorin. Es ist der Tribut, der keiner Siebzehnjährigen bei ihrem ersten Auftreten ausbleibt, so zu sagen das Handgeld. Die Zeiten ändern sich bald genug.“

Wenige Tage nach jenem Balle saß Bella auf ihrem Stübchen, in nachgiebende süße Erinnerung verloren. Vor ihrem Geiste bligten wieder die Lichter des Tanzsaales, die „blaue Donau“ ertönte, sie hörte des Lieutenants von Lanzberg schmeichelnde Stimme.

„Aber Bella, bist du denn noch nicht fertig?“ sagte die eilig eintretende Mutter. „Wir wollen doch der Rätin Werther einen Besuch machen.“

Bella erhob sich ein wenig verdrossen.

„Muß ich denn mit, Mama? Die alte Dame ist so langweilig.“

„Pst, Kind, daß der Papa dich nicht hört! du weißt, wie er über solche respektlose Reden denkt. Setze nur deinen guten Hut auf.“

Bald saß man im feierlichen Visitenkreise bei der Rätin. Die Unterhaltung war in der That nicht sehr anregend — zumal für ein junges Mädchen, dem noch die letzte Tanzweise im Kopfe spukt — vielmehr steif und überaus un-

ständig wie die Rätin selbst. Bella, nur mit Mühe ein Gähnen unterdrückend, ließ ihre Augen müßig in der Stube umhergehen; sie zählte die Carreaux im Fußteppich, sie betrachtete das Bild des seligen Rats, der in steifer Krawatte mit unglaublich nichtssagender Miene von der Wand über dem Sofa herabbligte, sie gab sich dabei alle Mühe, eine schickliche Haltung zu bewahren. Plötzlich richtete sich ihr Blick verwundert auf eine sich leise öffnende Tapetenthür, durch welche ein ihr unbekannter junger Mann unangemeldet wie mit dem Vorrecht des Hausgenossen eintrat; eine zwar unansehnliche Gestalt, aber mit einem klugen, scharf geschnittenen Gesicht und durchdringenden schwarzen Augen, die hinter funkelnden Brillengläsern hervorsahen.

„Mein Nefse, der für einige Tage bei mir zu Besuch ist und sich später als Rechtsanwalt hier niederlassen will, Herr Doktor Spatz,“ stellte die Rätin feierlich vor. „Herr und Frau Major von Schlachtenstern — Fräulein Isabella von Schlachtenstern.“

Bei dem Namen „Spatz“ hatte es bedenklich um Bellas Mundwinkel gezuckt; sie glaubte eine komische Übereinstimmung mit demselben in dem Aeußeren des jungen Mannes zu entdecken. Seine wenig elegante Toilette, die ungenierte Art, mit welcher er die Gäste seiner Tante musterte, der kecke Blick, den er Bella zuwarf, als er ihr gegenüber Platz nahm — es war wirklich recht schwer ernsthaft dabei zu bleiben. Der Kampf in ihren Zügen konnte ihm nicht entgehen.

„Haben Sie Zahnschmerzen, gnädiges Fräulein?“ fragte er ziemlich scharf und unvermittelt.

Da aber war es um ihre Fassung geschehen, die Natur rächte sich für den ihr in der letzten Viertelstunde angethanen Zwang, und sie brach in ein unbezwingliches Nicken aus.

„Aber Bella!“ sagte der Major, seine Stirn runzelnd, in leise verweisendem Ton.

Sie wurde blutrot, vermochte aber nicht sich zu fassen.

„Ja, Papa,“ stammelte sie — „ich — ich mußte gerade an etwas Lächerliches denken. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, Herr — Herr Doktor Spatz?“

Eine neue heftige Backsalbe erfolgte und rief ein peinliches Stillschweigen unter den Anwesenden hervor. Der Major zog seine Brauen noch finsterner zusammen als vorher, die Majorin machte ein ängstliches und die Rätin ein bitterböses Gesicht. Nur der Doktor sah wie abwartend mit spöttischer Gelassenheit zu Bella hinüber.

„Genieren Sie sich doch ja nicht, mein gnädiges Fräulein, Ihrer Heiterkeit freien Lauf zu lassen,“ sagte er endlich. „Mein Name gefällt Ihnen, wie ich sehe, und Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen. Es ist ein hübscher drolliger Name, wie ich selbst zugeben muß, und da er zudem einem weit verzweigten Geschlechte angehört, das an Unerfrohenheit und kühner Wegelagererei es mit jedem alten ritterbürtigen aufnehmen kann.“

„Frau, es ist Zeit,“ sagte der Major, seinen Stuhl rückend und damit die jetzt ganz verblüfft darschauende Bella von des Doktors anzüglicher Beredsamkeit erlösend.

Erst draußen atmete dieselbe wieder auf.

„Ein schrecklicher Mensch, dieser Doktor!“ sagte sie, sich leise schüttelnd. „Vor seinen Augen könnte ich mich fürchten.“ Hinter ihr aber wurde auch über sie das Urteil gesprochen. Die Rätin war aufs äußerste empört.

„Welch ein Betragen!“ rief sie aus. „Man sollte es bei gebildeten Menschen nicht für möglich halten.“

Der Doktor lächelte.

„Ein sehr ungezogenes Betragen, aber ein verteuft hübsches Mädchen.“

„Um, was ihr Männer so hübsch nennt. Ein bißchen Farbe, das die Zeit schnell genug wegwischt. Kein Stand, keine Solidität darin. Aber was hast du denn, du antwortest ja nicht?“

„Verzeihung, liebe Tante, ich dachte nur eben darüber nach, wie es der jungen Dame wohl gefallen würde, wenn sie selbst einmal den plebejischen Namen führen müßte, der heute ihre aristokratischen Backmuskeln so reizte. Eine hübsche Vergeltung wäre es doch, und man kann immer nicht wissen.“

„Nun, das sage ich dir, daß es mir ganz und gar nicht gefallen würde,“ unterbrach ihn heftig die Rätin. „Sold ein Gänsechen von Habenicht! Und der Alte hat auch seinen Tick. Er wäre imstande, einem anständigen Schwiegerohn, für den er Gott danken sollte in seinen kümmerlichen Verhältnissen, bloß seiner bürgerlichen Herkunft wegen die Thür zu verschließen.“

„Meinst du?“ fragte der Doktor leichtthin. „Ich glaubte eigentlich, unsere Zeit wäre mit solchen unpraktischen Vorurteilen fertig. Indessen kannst du in diesem Falle Recht haben; der alte Herr mit seinem feierlichen Gesicht sieht wirklich ein wenig nach einer verschollenen Ballade aus. Ich könnte ihn mir vorstellen in einer Burgruine hausend, wie er sich seinen Sonntagsbraten von einem gezähmten Falken aus den Lüften holen läßt.“

„Anfinn,“ verfezte die Rätin, indem sie ungeduldig mit den Achseln zuckte. „Jedenfalls aber wollen wir unseren Braten nicht darüber verderben lassen. Laß uns zu Tisch gehen. Ich höre das Mädchen schon seit einer Weile mit den Tellern klappern.“

Die Saison — denn auch in unserem Städtchen sprach man von einer solchen — war in vollem Gange, und Bella unbefritten die gefeierte kleine Schönheit derselben. Man drängte sich zu ihrer Tanzkarte. Aber von allen Namen,

die dort verzeichnet wurden, kehrte der des Lieutenants von Lanzberg am häufigsten wieder und wäre wohl auch am ungerneften darauf vermist worden. Der hübsche junge Offizier war ganz der Mann, einem siebzehnjährigen Mädchen zu gefallen, leichtblütig, warmherzig und von ritterlichen Manieren. Und wenn auch Bellas Freundinnen ihn einen Schmetterling par excellence nannten, der es für sein gutes Recht halte, jede schöne Blume zu umflattern, so schien er doch jetzt seine Schwingen zusammengelegt zu haben, um nur noch einer einzigen, um Bella zu huldigen. Wie sie aber auch zu einander paßten, die beiden schlanken jugendlichen Gestalten! Selbst der Major konnte ein wohlgefälliges Schmunzeln nicht unterdrücken, wenn sie im raschen Tanze an ihm vorüberflogen.

„Aber man muß sorgen, daß die Sache nicht ernsthaft wird,“ sagte er daheim kopfschüttelnd zu seiner Gattin. „Arme Kinder. Würden die Kaution nicht aufbringen können und nur unnützes Herzweh davon haben. Wie wäre es, wenn wir Bella für einige Zeit zu unseren Halleschen Verwandten schickten?“

„Ich bitte dich, Mann, wie wolltest du die Trennung ertragen?“ erwiderte die Majorin ganz erschrocken. „Du wirst ja schon unruhig, wenn du das Kind ein paar Stunden nicht siehst.“

„Um, man müßte es eben ertragen lernen,“ brummte der Major. „Sie kann doch nicht zeitlebens an unserer Thür angepflöck bleiben wie des armen Mannes einziges Schaf. Aber die Sache läßt sich noch beschlafen, so dringlich wird die Gefahr ja nicht sein.“

Die Gefahr war dringlicher, als er dachte. Eines Abends auf einem sogenannten Lammersprung in einer befreundeten Familie wurde Bella von ihrer Abholung im Stiche gelassen. Die übrigen Gäste hatten sich bereits entfernt, und sie fragte schon zum zweiten oder drittenmale ungeduldig zur Thür hinaus:

„Ist denn die Dore noch immer nicht da?“

„Nein, gnädiges Fräulein,“ antwortete Lanzbergs sonore Stimme aus dem Korridor, wo er noch nach seinem Mantel suchte. „Aber wenn Sie mir gestatten wollen, Sie nach Hause zu begleiten —?“

Bella errötete heiß.

„Ich weiß nicht, was Papa dazu sagen würde.“

„Auf meine Verantwortung, liebes Kind, nehmen Sie den Vorschlag an,“ entschied die hinzutretende Wirthin. „Sie wissen, daß ich in diesem Augenblick von meinen Leuten niemand entbehren kann, und ohne Schutz können Sie doch nicht gehen.“

So wanderte denn bald darauf das junge Paar mutterseelenallein durch die dunkle, stürmische Februarnacht. Der Regen fiel huschenweis nieder, der Wind trieb Bella den Mantelkragen hinterwärts über den Kopf, der Himmel war über und über mit schwarzen Wolken verhangen. Aber für die Liebenden hieß es wie in jenem alten, halbvergessenen Liede:

„Scheint auch die Sonn' nicht,
Leuchtet kein Stern,
Amor geht mit uns,
Trägt die Latern!“

Sie gingen zuerst wortlos in wunderlicher Beklommenheit neben einander her, und Bella hatte nur zögernd den Arm ihres Begleiters genommen. Aber allmählich löste sich der Bann der ungewohnten Situation. Wann kam wieder eine Stunde wie diese? Lanzberg fühlte sich plötzlich von einem unbezwinglichen Drange ergriffen:

„Bella!“ flüsterte er.

Der Wind verschlang ihre Antwort — oder hatte sie vielleicht gar keine Antwort gegeben?

„Bella!“ flüsterte er noch einmal, „wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe!“

Nun fühlte er einen leisen, einen ganz leisen Druck ihres Armes. Es schlug ihm wie Feuer in die Glieder, keinen König hätte er in diesem Augenblicke um Reich und Krone benedict.

Aber da standen sie schon vor dem kleinen Hause in der Winkelgasse. Die Thür ward von innen geöffnet, noch ehe Bella den Glockenzug berührt hatte, und auf der Schwelle erschien eine breite, dicht verummante Gestalt, die alte Dore, zum nächtlichen Ausgang gerüthet, mit einer großen Laterne versehen und den treuen Hauspiz zur Seite.

„Herr Jesus, Fräulein, da sind Sie schon? Sie sagten doch, daß ich um zwölf von hier fortgehen sollte.“

„Um elf, Dore, aber es thut nichts. Ist die Mama noch auf?“

Die Majorin kam ihrer Tochter besorgt auf der Treppe entgegen: „Aber wie bist du denn hergekommen, Kind, und bei dem Wetter?“

Bella fiel der Mutter ungestüm um den Hals.

„Ach Mama, ich habe dir so viel zu sagen.“

„Nun, was wird es denn sein?“ meinte jene mit lächelnder Abwehr. „Ein neuer Ball, der in Aussicht steht, oder etwas Ähnliches. Komm nur auf dein Stübchen, daß ich dir aus den nassen Kleidern helfe.“

Als die Majorin nach einer Weile das Zimmer der Tochter wieder verließ, war ihre Miene um vieles ernster und sorgenvoller als zuvor. Bella hatte im überfließenden Glücksgefühl alles gebeichtet; aber die schüchterne Frau, welche es gewohnt war, ihrem Gatten stets das entscheidende Wort zu überlassen, hatte den Mut nicht gefunden sie aus ihren Illusionen zu reißen. Sie hatte die Tochter mit zärtlichen

Worten ermahnt, sich nicht allzu unbedenklich ihrem Gefühle hinzugeben, sondern ihre Sache zuvor dem Willen Gottes anheimzustellen, der ja alles zum Besten führe. Nun aber fühlte sie, daß es mit ihrem eigenen Vertrauen auf ein gutes Ende in dieser Angelegenheit nicht wohl bestellt sei. Sie kannte ja die Verhältnisse und ihres Gatten Ansicht darüber. Arme Bella! sie würde bald aus ihrem Glückstraume erwachen!

Frisch wie ein Röschen und fröhlich wie eine Lerche kam Bella am anderen Morgen zum Frühstück. Sie stützte ein wenig ob der schwülen Stimmung, die sie empfing. Die Mutter schenkte schweigend den Kaffee ein, der Vater, der dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies, erwiderte ihren Morgengruß über seine Zeitung hinweg nur mit einem kurzen unverständlichen Brummen. Bald fing er an unruhig auf seinem Stuhl zu rücken. Er sah nach der Uhr und stand auf.

„Es ist noch so früh,“ sagte bittend seine Frau.
„Es ist niemals zu früh, seine Pflicht zu thun,“ erwiderte er rauber, als es sonst seine Art war.

Nach wenigen Minuten sahen ihn die Frauen das Haus verlassen.

„Was der Papa nur haben mag?“ fragte Bella zerstreut. Ihre Seele war schon wieder bei dem Geliebten, sie wiederholte sich in Gedanken jedes Wort, das er gestern Abend zu ihr gesprochen, ein glückliches Lächeln verklärte dabei ihr Gesicht. Die Mutter vermochte dieses Lächeln nicht mit anzusehen. Sie erhob sich mit plötzlichem Entschluß und legte ihre Hand auf die Schulter der Tochter.

„Bella, der Vater ist zu Herrn von Lanzberg gegangen.“

„Zu Lanzberg?“ wiederholte jene erstaunt. „Was kann er dort wollen? Weiß er —?“

Die Majorin nickte.
„Ich dürfte es ihm nicht verschweigen. Und ihm liegt ja auch nur dein Bestes am Herzen. Aber, mein armes Kind, er hält Deine Liebe für hoffnungslos. Du und Lanzberg, ihr seid beide ohne Vermögen — an eine Vereinigung wäre kaum jemals zu denken.“

„Aber wir können warten, Mama!“ fiel Bella eifrig ein. „Hast du mir nicht erzählt, wie lange auch du mit dem Papa verlobt gewesen bist —?“

„Freilich — zehn Jahre. Aber man empfand das Warten damals noch besser als jetzt. Dampf und Bliß, sagt der Vater, haben den Menschen das Zeitmaß verrückt. Und doch sind auch wir damals schon manchmal müde und müde geworden, wenn Jahr um Jahr verging und das Ziel sich noch immer nicht zeigen wollte. Wer weiß, ob wir's unter heutigen Verhältnissen überhaupt erreicht hätten. Und darum —“ fuhr die arme Frau zögernd fort, denn sie fühlte nur zu gut, welchen Stich ins Herz sie ihrem Kinde versetzen würde — „weil eure Sache noch aussichtsloser ist, als die unsre war, und weil durch eine rasche Trennung vielleicht größeres Herzweh abgewendet werden kann — darum ist der Vater zu Lanzberg gegangen und will ihn bitten, sich versetzen zu lassen.“

Bella schrie entsetzt auf.
„Sich versetzen zu lassen! Das kann nicht dein Ernst sein, Mama. Ich sollte ihn verlieren, nachdem ich ihn eben gefunden — ihn nicht einmal mehr sehen wie bisher! So Grausames könnt ihr nicht verlangen! Du mußt den Papa andern Sinnes machen.“

„Das ist unmöglich, Kind. Du kennst den Vater bisher nur von seiner weichen, nachgiebigen Seite. Aber was er einmal als das Rechte erkannt hat, das hält er fest allen Einwänden und Bitten zum Troß. Es wird ihm schwer, dir Schmerz zu bereiten und wir haben die ganze Nacht über nach einem Ausweg gesucht; aber selbst, wenn wir unser liebes kleines Häuschen verkaufen und uns noch mehr einschränken wollten als bisher, würden wir damit doch die Ration nicht ermöglichen. Es bleibt also nur die Trennung. Du bist jung, du wirst es verwinden.“

„Niemals!“ rief Bella verzweifelt.
Einige Tage später trat der Lieutenant von Lanzberg in voller Gala zu dem Major in die Stube.

„Ich komme um zu melden, daß ich mein Versprechen gehalten habe und um mich gleichzeitig zu verabschieden,“ sagte er. „Der Oberst hat mir ein Kommando nach Berlin gegeben, inzwischen wird meine Versetzung beantragt. Sind Sie zufrieden, Herr Major?“

„Sie sind ein braver junger Mann,“ erwiderte dieser, ihm die Hand drückend. „Wenn Sie später selbst einmal eine Tochter haben, werden Sie einsehen, daß ich als rechthafter Vater nicht anders handeln konnte.“

Über das Gesicht des jungen Offiziers flog ein trübes Lächeln.

„Ich denke nicht zu heiraten, Herr Major. Aber werden Sie mir wenigstens gestatten, Ihrer Tochter Lebewohl zu sagen?“

Der Major zögerte. Da trat Bella hastig und aufgeregter in die Stube.

„Ich muß ihm Lebewohl sagen, Papa, ich würde keine Ruhe haben, wenn ich es nicht thäte.“

Der alte Mann wandte sich bewegt ab, um den Abschied der Liebenden nicht zu stören. Derselbe war kurz und fast ohne Worte, ein heißer Händedruck, ein langer, inniger Blick, der ewige Treue versprach — dann hörte man den jungen Offizier klirrenden Schrittes die Treppe hinunter eilen, und Bella barg ihr Gesicht ausschließend in beide Hände.

Eine Reihe von Tagen ging Bella in tiefer Niedergeschlagenheit umher. Es hatte allzu schwer in ihre Blüten geregnet, als daß sie sich so bald davon hätte erholen können. Aber nach und nach kam ihr heiteres Naturell wieder zum Vorschein. Warum sollte sie denn eigentlich verzagen? Waren sie und Lanzberg nicht beide jung und treu, und konnte sie das Leben nicht noch auf den verschiedensten Wegen zusammenführen? Lanzberg hatte öfters von einem Prozeß um ein Verwandtenerbe gesprochen, zu dessen Weiterführung es ihm an Mitteln und Zuversicht gefehlt hatte. Derselbe war noch nicht verjährt und konnte jeden Tag wieder aufgenommen und möglicherweise gewonnen werden. Und wenn dies nicht geschah, konnte nicht irgend ein anderer Glücksfall eintreten?

Die Eltern waren überglücklich, als sie zum erstenmale Bellas fröhliches Lachen wieder hörten. Die Mutter schlich sich heimlich in die Küche, um derselben ihr Lieblingsgericht zu kochen, und der Vater brachte einen neuen schönen Bauer für ihren Stieglitz mit nach Hause.

„Kate, wen ich unterwegs getroffen habe?“ sagte er. Bella konnte es nicht raten.

„Den neuen Rechtsanwalt, Doktor Spag, von dem man jetzt allervorten reden hört. Es geht ihm der Ruf eines glücklichen Advokaten voraus, und die Klienten sollen ihm schon von allen Seiten zufließen. Du erinnerst dich doch seiner von der Rätin her?“

Bella erröthete.
„Ja Papa, ich war damals sehr albern.“

„Nun, er scheint es dir nicht nachzutragen, denn er erkundigte sich sehr artig nach deinem und der Mutter Befinden. Er verhielt sogar seinen Besuch.“

Bella schien nach diesem Besuch kein großes Verlangen zu tragen, denn als sie am nächsten Sonntag Vormittag den Doktor in die Winkelgasse einbiegen und auf ihr Haus zuschreiten sah, raffte sie schleunigst ihre Arbeit zusammen und suchte in ihr Siebelstübchen zu entfliehen. Aber indem sie die Treppe hinaufstieg, hatte sie das Mißgeschick, daß ihr der Häfelknäuel entfiel und dem Ankommenden gerade vor die Füße rollte. So mußte sie umkehren, um ihn aus seinen Händen wiederzuempfangen.

„Sie sehen, mein Fräulein, man kann seinem Schicksal nicht entkommen,“ sagte er mit höflicher Verbeugung, aber mit einem malitösen Lächeln.

Von diesem Tage ab fand sich der Doktor häufig auf Bellas Weg. Er begegnete ihr auf der Straße, er näherte sich ihr in der Gesellschaft, er ging so oft unter ihrem Fenster vorüber, daß sie meinte, der Weg nach seinem Bureau müsse wohl durch die Winkelgasse führen. Als sie aber zufällig hörte, daß dasselbe am andern Ende der Stadt lag, wurde sie doch nicht so böse darüber, als man hätte erwarten sollen. Nicht als ob er ihr plötzlich sympathischer geworden wäre. Im Gegenteil, seine überlegene, sarkastische Art löste ihr noch immer eine heimliche Scheu ein, aber es schmeichelte ihr doch auch wieder, daß ein so allgemein als geistvoll und bedeutend anerkannter Mann sich so viel um sie zu schaffen machte.

Eines Tages, als sie von einem Ausgange heimkehrte, empfing sie ihr Vater mit ernsthafter Miene.

„Bella, hast du Doktor Spag Grund gegeben, bei dir eine Neigung für ihn vorauszusetzen?“

„Wieso, Papa?“ meinte sie verwundert.
„Er hat bei mir um dich angehalten, und ich habe ihm gesagt, daß ich zuvor mit dir sprechen müsse. Hast du Lust, seine Frau zu werden?“

„O nein, Papa, gewiß nicht! Du weißt ja, wie es mit meinem Herzen steht.“

„Ich konnte es mir denken,“ versetzte nicht unzufrieden der Major. „Er ist nicht von unserer Art, zu skeptisch, zu kühl — kein Tropfen rasches Soldatenblut in ihm. Ich werde ihm heute noch abschreiben.“

Der Doktor bekam also einen regelrechten Korb und zog sich nun völlig zurück. Selbstamerweise begann Bella darüber eine Art von Leere zu empfinden. Sie war so sehr an Verehrung und Bewunderung gewöhnt, daß es ihr fehlte, wenn diese einmal ausblieb.

An einem schönen Sommerabend stand sie noch spät am geöffneten Fenster, sie kam sich freudlos und verlassen vor. Da ertönte auf der Straße ein Schritt, den sie lange nicht gehört hatte — sie hielt den Atem an und lauschte, eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht — richtig, es war der Doktor! So hatte er also den Weg durch die Winkelgasse noch nicht vergessen. Welch eine rührende Liebe! Er ging zur Nachtzeit unter ihrem Fenster vorbei, weil er es als abgewiesener Freier am Tage nicht mehr wagte. Jetzt sah er herauf — ob er sie wohl im Mondschein hinter ihren Blumen erkannte? Ein mutwilliger Gedanke durchblitzte sie. Wenn sie ihm eine Rose hinunterwürfe? — Da war es geschehen!

Bella beobachtete gespannt, wie der einsame Nachtwandler sich nach der herabgefallenen Blume bückte und sie einen Augenblick verwundert betrachtete. Als er aber darauf einen langen forschenden Blick nach ihrem Fenster richtete, erschraf sie bis ins innerste Herz. Was hatte sie gethan — was mußte er von ihr denken? Hastig trat sie hinter die Gardine zurück. Vielleicht, wenn er sie nicht mehr sah, glaubte er, daß ihn das Mondlicht getäuscht und nur der Nachtwind die Rose vom Fensterbrett geweht habe. Ihr Herz klopfte hörbar, und sie horchte angstvoll auf seinen sich langsam entfernenden Schritt. Aber derselbe kehrte einmal, kehrte zweimal wieder zurück. Erst da er nach einer längeren Weile am letzten Ende der Gasse verhallt war, wagte sie sich wieder hervor, um das Fenster zu schließen. Mit einem sehr unruhigen Gewissen ging sie zu Bett.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Von Rudolf Maria Schubert.

Man wagt manchmal zu viel, wenn man seine Lebenshoffnung auf ein weibliches Herz setzt, aber man thut immer zu wenig für sein Glück, wenn man es nicht im Frauenherzen sucht.

Wenn der einzige Gewinn einer leidenschaftlichen Liebe auch nichts weiter ist als die Hoffnung auf ein dauerndes Erdenglück, so ist dies doch mehr, als sich mit Hunderttausenden erkaufen läßt.

Einsame Stunden haben viele Menschen. Der Unterschied liegt darin, daß für die einen alles Leben schläft und für die andern alles Leben erforben ist.

Nicht unglücklich sein, ist nicht gleichbedeutend mit glücklich sein. Man kann ja auf Glück für immer verzichtet haben.

Es giebt keine dunkle oder leere Stelle mehr im Herzen, wenn wir lieben oder uns einer edlen Liebe erinnern.

Ein Schmeichler ist ein Bettler, der nicht gerade heraus um Almosen bittet.

Im Gewöhnlichen erfahren wir von den wenigsten Menschen, was sie von uns halten. Wir müssen sie erst böse machen, um die Wahrheit zu erfahren.

Kunst und Poesie führen uns bis an die Thore der Glückseligkeit; Liebe erschließt uns diese selbst.

Das Tanz-Epos „Amor“.*

Mailand, Frühling 1886.



Das berühmte Ballet „Excelsior“ hat den italienischen Choreographen und einflussreichen genialen Pantomimen Luigi Manzotti in ganz Europa populär gemacht. Noch vor 3—4 Jahren kannte und schätzte man ihn nur innerhalb der schönen Stiefel-Halbinsel. „Excelsior“ ist nicht sein Meisterwerk, aber es imponiert der schaulustigen Menge durch die Mannigfaltigkeit scenischer Effekte und eine bisher nicht geahnte Großartigkeit der Ensemblesätze. Die Kühnheit, mit der Manzotti darin abstrakte Ideen durch Tanzkünstlerinnen darstellen ließ, und das Ganze zu einer Apotheose der Wissenschaft

und Civilisation erhob, trug ihm den Titel eines Ballet-reformators ein.

Die Berliner, Pariser, Londoner und Wiener Triumphe spornten den Ehrgeiz des Mailänders zu noch ausgedehnterer künstlerischer Wirksamkeit an. Manzottis glühende Phantasie hatte bereits vor einem Decennium vom „Amor“ geträumt. . . Rom, dessen Anblick den Geschichtsschreiber Gibbon zu seinem kolossalen Werke „Decline and fall of the roman empire“ begeisterte, Rom regte unsern Gigi (so nennen die Mailänder Manzotti) zu einem riesenhaften Tanz-Epos an. Die Anregung wurde bald schöpferische That und heute ist „Amor“ das große Ereignis, welches augenblicklich ganz Mailand erfüllt, ein wunderbar phantastisches Tanz-Poem, welches im Zwielflicht des Schöpfungstages beginnt und im Strahlenkreis elektrischen Lichtes schließt.

Wir waren zur dritten Vorstellung aus dem schlummerstillen Venedig nach dem lebendigen eleganten Mailand hinübergefahren und hatten durch mächtige Fürsprache bescheidene Parquetplätze erhalten.

Ich sage hier nichts von der Scala, dem größten Theater Europas, dessen Spiegellogen die Damen nicht anders als in glänzender Ballettoilette besuchen können, nichts von dem dort heimischen, kindlich fröhlichen und schwärmenden Publikum, sondern halte mich an die Hauptfahne meines Berichtes, an den fabelhaften spettacolo „Amor“.

Dr. Wiebel, Leibarzt Friedrich Wilhelms III., rief einmal, als vor seinen Augen ein indischer Jongleur sich ein Schwert bis ans Hest in den Schlund stieß: „Ich sehe es, aber ich glaube es nicht.“ . . . an diesen Ausspruch des Berliner Hof-Aesculaps mußte ich oft während der Ballettvorstellung denken . . . ich traute meinen eigenen Augen nicht!

„Amor“ beginnt mit der Erschaffung der Erde oder vielmehr mit dem Chaos; hin- und herwogende Nebeldünste erfüllen die Bühne, während die angenehme Musik Romualdo Marcencos die Zuschauer in eine gesteigerte Stimmung versetzt. Da erscheint als verkörpertes „Fiat lux!“ Amor (nicht im erotischen Sinne, sondern als weltbewegende Macht zu nehmen), Amor-Antonietta Bella, von rosigem Duffschleiern umflossen. Kaum schwingt die geflügelte Gottheit den Zauberstab, so bedecken sich die nackten Felsen mit Moos und Gräsern; aus dem Boden wachsen Blumen und Bäume hervor; am Horizonte schießen die Sterne nicht mehr wirr durch einander, sondern nehmen wohlgeordnet ihre Plätze ein; mählich geht die Sonne auf; Eisbären und neckische Affen tummeln sich in der Wärme und führen ein Ballabile aus, was jedesmal einen Beifallssturm hervorruft.

* Das im Folgenden nach einer Mailänder Aufführung geschilderte großartige Tanz-Poem gelangt gegenwärtig auf der schönen Bühne des Berliner Victoria-Theaters zur Darstellung. Die Tagesblätter berichten von Proben und Arrangements, welche seit Monaten alle Kräfte in Anspruch nehmen.

Adam, der Stammvater der Menschheit, erscheint, notwendiger Weise schon vor dem Sündenfall mit Blättern bekleidet. Er versinkt in Schlummer, — plötzlich erscheint Eva schimmernd neben ihm; ihre primitive Toilette besteht aus einem nicht unkleidsamen mixtum compositum von Vockensträhnen und Blumenquirlanden. Amor lehrt, unter obligaten Harfenklängen, dem ersten Menschenpaar den ersten Kuß.

Beim vierten Tableau scheint dem sehr belesenen und unterrichteten Manzotti Goethes Prometheus-Fragment vorgezeichnet zu haben, ein neuererschaffenes Geschlecht nimmt von der Erde Besitz, freut sich der Quellen, schöpft aus ihnen, pflückt Blumen und Früchte, biegt die Zweige zu Lauben, um darunter zu ruhen; Männer und Weiber sind in Schilf und Gräser gekleidet. . . ich kam in Versuchung, meiner Nachbarin zuzuflüstern: „Apajune, der Wassermann!“ aber ich verschluckte es — denn die auf der Bühne leisteten wahrhaft Edles und Großes an Mimik und Bewegung — und dachte nicht mehr an Müllröcher, sondern an Beethoven, der ja auch einst eine ernstlichste Ballmusik komponierte: „Die Geschöpfe des Prometheus“.

Amor führt die Genien der Kunst und feinen Kultur unter das frische Hirtenvolk. Auf seinen Wink theilen sich die Wolken, und wir erblicken die schönste Darstellung des Heineschen „Mont Parnas“ aus dem Romanzero:

Es liegen ihm zu Füßen da
Neun wunderschöne Weiber,
Die hochgeschürzte Tunika
Umfließt die schlanken Leiber . . .

Apoll und die Mäusen!

Als Resultat des schönen Bundes zwischen Göttern und Menschen erscheint im sechsten Bilde der Parthenon von Athen, geschmückt mit den herrlichen Bildwerken des Phidias; auf seinen weißen Marmorstufen alle großen Sänger der Vorzeit.

Hier muß ich wieder Marencoz, des Komponisten, erwähnen: geradezu wundervoll ist die Musik zu der „grandiosen Walzerbewegung“, bei welcher lauter abstrakte Personagen den Reigen schlingen, die Malerei, die Poesie, die Gesangsart u. s. w. Daß Allegorie und Symbolik stets kalt läßt, ist eine alte Erfahrung; daher sieht man endlich ohne Bedauern diese ganze hellenische Herrlichkeit zusammen-

mensinken und an ihrer Stelle die via sacra der weltgebietenden Roma erscheinen. Triumphbögen, Säulen und Paläste sind festlich geschmückt: Julius Cäsar begiebt sich im Triumph nach dem Kapitol, den Göttern für seine Siege im Orient und Occident zu danken.

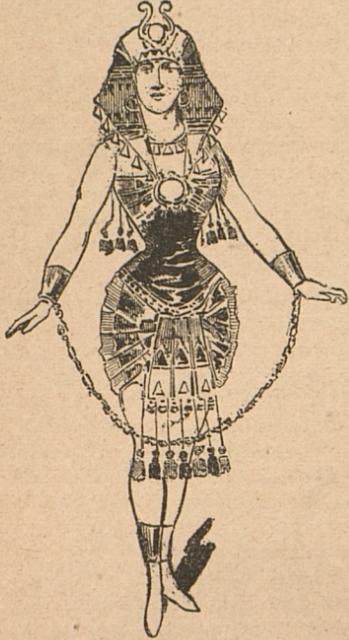
Fortan wünschte jeder Zuschauer wie der fabelhafte Argus am ganzen Körper mit Augen begabt zu sein. Der Aussage nach sind nur 800 Personen auf der Bühne bei diesem Triumphzug beteiligt; im Zuschauer-raum würde man schwören, daß es 8000 sind! Es wimmelt von Feldherren, Prätorianern, Gladiatoren, Herolden, Trompetern, Weihrauchträgern, kriegerischen Bacchanten und Bacchantinnen, ägyptischen und gallischen Gefangenen beiderlei Geschlechts, ja selbst ein lebendiger Elefant fehlt nicht, so wenig als der Oxyrhynchus mit den Auguren. Jede Figur ein Modell für Alma Tadema, für Gerome! Und wie echt Julius Cäsar ist, ganz so spöttlich, mit so langem, dünnem Hühnerhals, wie er im Museum des Kapitols, ein wahres Schreckbild von Hagerkeit, unter den Büsten steht! Drei milchweiße Rosse, gezügelt von behelmten, klassisch schönen Jünglingen, umschwirrt von Trophäen und Fackelträgern, ziehen den Triumphwagen. Hinter dem Cäsar steht der traditionelle Genius des Ruhms (Enrico Cecchetti, ein bildhübscher Römer mit seinem Kameenprofil), der auch zur heroischen Zeit der Quiriten durch einen beliebten Pantomimen repräsentiert wurde.

Es ist so viel Gold auf der Bühne — an den Helmen, den Harnischen, den Gewändern, den Sänften, worin vornehme Senatoren getragen werden —, daß Einem die Augen förmlich weethun.

Sinnvolle Tänze von Palmen schwingenden Tempeldienerinnen, Jongleuren und halbwüchsigen Mädchen durchwogen in weichen Wellenlinien die kunstvoll geordneten Massen. Frage mich keiner nach der Handlung! Diese steht in so losem Zusammenhange mit den Hauptmomenten des Ballets, daß man sich nicht mehr die Mühe giebt, sie zu verfolgen. Was die pantomimische Scene vor dem Erscheinen Julius Cäsars sagen will, bleibt unverständlich; höchstens entnimmt

man daraus, daß Brutus und Antonius neidisch sind, von Amor jedoch und von Calpurnia befähigt werden. Nachdem unter Tubaklängen und Beckenschall der Vorhang fiel, wurde Manzotti fünf Mal hervorgejubelt. Er ist 47 Jahre alt, mager, nervös; nur seine Augen leuchten wie einst vor 16 Jahren, da er uns in Florenz als „Rolla“ beherrschte. . . 8000 Zuschauer gerieten außer sich im Politeama, dem aus Marmor erbauten Sommertheater, und Victor Emanuel, die Cigarre zwischen den Zähnen, beugte sich weit aus der Proszeniumsloge heraus und applaudierte wie rasend, als Rolla in den Armen Michelangelos sterbend zusammenbrach.

Ursprünglich war Luigi Manzotti Gemüseverkäufer in Mailand, alsdann Figurant. Selbstverständlich ist Cäsars Triumphzug noch nicht der Kulminationspunkt der Vorstellung. Jener ist der zweiten Abteilung des Ballets vorbehalten. Schon beim Beginn dieses Aufzugs (9. Tableau) glauben wir im Haschisch-Rausch eine Vision zu haben: unter einem grandiosen, römischen Peristyl erblicken wir den Kaiser Galerius an goldner Tafel, umgeben vom üppigsten Hofstaate, bedient von Nubiern und bekränzten Schenken. Hinter der Tafel erhebt sich auf einem turmartigen Piedestale eine Kolossalstatue der kapitolinischen Venus. Andere noch riesenhaftere Götterbilder (wundervoll in Stud gefornit) stehen zwischen den gewaltigen



Säulen; fast sind sie verhüllt durch dampfenden Weihrauch, der längs den Wänden in hohen Räucherbecken brennt. . . Die Atmosphäre ist eine duft- und gewitterschwüle. . . Im Hintergrunde der Garten des Palatin mit seinen heroischen Landschaften aus Makarts letzter Periode. Rechts und links vom Cäsar, der die Juwelen Indiens auf seinen erschlafenen Gliedern trägt, erblicken wir eine Doppelreihe von eleganten Ruhebetten, auf denen die Nachfolgerinnen der Poppäen, der Messalinen hingegossen lehnen; sie sind in sanftes Gelb, in die schmelzenden Nuancen der Theerose gekleidet; sie schauen so schmachtend, so milde aus, als liebten sie nicht täglich einen Sklaven mit Draht peitschen, als stächen sie nicht mit dolchartigen Nadeln die Arme ihrer Rosen blutig.

Zwölf Stufen tiefer befindet sich der eigentliche Tummelplatz für die Tänze, welche — einer immer entzückender wie der andere — das Bacchanal verschönen.

Auch hier im unteren Raume zu beiden Seiten Ruhebetten mit Zuschauerinnen; hinter diesen vornehmen Römerinnen stehen Sklavinnen mit Wedeln aus Perlmutter und weißen Straußenfedern; zu Füßen derselben lagern, des süßen Gottes voll, Gäste, von Epheu, Rosen und Weilchen bekränzt, die Trinkschale in Händen. Auf dem äußersten Rande der Bühne schließen graziose Schenkische antiker Form das Bild ab. In der Mitte scharen sich griechische Gauklerinnen in trofusfarbenen Kleidchen und syrische Tänzerinnen, leuchtend von Juwelen, um Flötenbläser und Tamburoschläger. Solotänzerinnen ersten Ranges, leicht und schwebend wie die niedliche Fanny Cerito, oder plastisch schön und stolz wie die unvergeßliche Katherine Friedberg, setzten uns in Erstaunen. Eine ägyptische Sklavin im Kopfschmuck der Kleopatra, in saunz zerfließende Regenbogenfarben gekleidet, tanzt mit gebrochenem Blick, verhaltenen Todeschmerz in der Brust, wie das liebliche Gesspenst Ines de la Sierra aus Théophile Gautiers glutanhäuchendem Gedicht, welches, den Dolch im Herzen, dahin schwebt.

Jetzt aber beginnt das Drama dieses zweiten Aktes:

Während einer Tanzpause vernimmt man hinter der Scene feierlichen Gesang. Prätorianer schleppen eine junge Christin herbei, die schöne Signora Operti, welche mir offenbart hat, was es eigentlich bedeutet, wenn die Griechen sagen: auf ihren Augenlidern wohnen die Grazien. Die Operti gab im vergangenen Herbst den Genius des Lichtes im „Excellstor“ auf der Wiener Hofbühne. Kaiser Galerius entbrennt für die blonde Christin im züchtigen weißen Gewande. Er befiehlt seiner Leibgarde, sich der Christin zu bemächtigen. Diese erscheint; mit ihr der Vater der Blondine. Die Scene, in der sich die Bekenner der Lehre der Liebe standhaft weigern, den Heidengöttern zu opfern und verhöhnt werden durch den trunkenen Schwarm, unter denen sich ein Buffone in Satyrmaske hervorthut, ist äußerst wirksam, obgleich ähnliches tausendmal auf der Bühne dagewesen ist. Galerius, zurückgewiesen von dem jungen Mädchen, läßt dieses und sämtliche Christen in die Kerker fortschleppen, damit sie bei der nächsten Vorstellung im Circus den wilden Tieren vorgeworfen werden.

Nach dieser Episode à la Chateaubriand wetterleuchtet es am weichenblauen Nachthimmel, allein bacchantisch wilder braust der Taumelreigen durch die Halle. Amor, verführerisch schön in römischer Kriegstracht, erscheint mit gezogenem Schwerte und ermahnt die Schwelger, Rom zu verteidigen. . . Schon stehen die Horden der Barbaren vor den Thoren. . . Vergeblich! Amor redet zu einem Haufen, der mit Byrons „Sardanapal“ höhnlachend sagt: „Ich, trinke, liebe, — alles Andere ist keinen Majensfüßer wert.“

Da färbt sich der Himmel rot vom Widerschein eines furchtbaren Brandes. . . In die schimmernde übertündete Fäulnis hinein brechen die Wandalen gleich Racheengeln. . . Flucht, Verfolgung, Kampf. . . Alles steht in Flammen und Rauch. . . Rom ist untergegangen!

Es war dem Choreographen nicht möglich, dieser Orgie von Brand, Mord und Blut eine Steigerung folgen zu lassen, daher blieb nichts übrig, als in den nachfolgenden Tableaux an den Patriotismus der Lombarden zu appellieren und im zehnten und elften Bilde den Nachfolger Marichs und Attilas, nämlich Barbarossa, als Bauwau aufzutreten und von Obizzo Malaspina und seinen Scharen besiegen zu lassen. Wie wohnen der Schlacht von Legnano bei, ein wahrhaft imponantes Scheingefecht mit Pferden, Verwundeten und Sterbenden, wie von dem Spanier Goya, dem größten Schlachtenmaler der Welt, in Scene gesetzt.

Der Dissonanz folgt wieder heiterer Dur-Ton: „Die Freiheit erleuchtet die Welt.“ Manzotti überschüttet uns wiederum mit seinen geliebten Allegorien; die höchsten, menschlichen Gedanken verrenken Arme und Beine unter Volkabegleitung. Schließlich große Apotheose: „Der Triumph der Liebe.“

Der geistreiche Choreograph bekennt, daß der Schluß nicht frappant sei. „Ich wollte,“ sagt er, „den Emporgang der Menschheit zur Darstellung bringen und die großen, modernen Umschwungsepochen 1789 und 1848 poetisch verklären. Das wäre ein genialer Abschluß des „Amor“ gewesen! Aber man baute meinen hochfliegenden Plänen allzu große Schwierigkeiten entgegen.“

Ob die Niederlage Barbarossas für die Rundreise „Amors“ durch Europa beibehalten wird, ist die Frage. Jedenfalls sichern Cäsar und Galerius der neuesten Schöpfung Manzottis genügend durchschlagenden Erfolg.



(2. Fortsetzung und Schluß.)

Späte Heimfahrt.

Eine Strand-Novelle von F. Meister.

V.



in ihren Kräften stand, um dem armen Mädchen seinen Schmerz tragen zu helfen. An den langen Sommerabenden, wenn die Nacht nur zögernd heranzieht und das Zwielicht endlose Scharen von Phantasiegebilden und längst begraben gewesene Erinnerungen vor dem innern Auge heraufführt, dann stieg wohl der eine oder der andere den Hügel hinan, um eine Stunde plaudernd oder in teilnahmvollem Schweigen, nach Schifferart, neben dem einsamen Mädchen auf der Bank vor des alten Gast Hause zu sitzen, oder die alte Hanne Bloom kam, um bei ihrem Strickstrumpfe ein altes Lied zu summen und von den fremden Städten jenseit des großen Wassers zu erzählen, die sie vor langer Zeit als Stewardess auf einem Ostindienfahrer besucht hatte. Und obgleich dies schon vor mehr als vierzig Jahren geschehen war und jene fernen Orte sich seitdem sehr verändert haben mußten, so lauschte Else dennoch gern und aufmerksam den Worten der Alten, und sah dabei im Geiste Nannie durch jene engen, sonnenheißen Straßen wandeln oder vor den großen, farbenprächtigen Gemälden der alten Kathedralen stehen, sie selber rührender und schöner als alle die gemalten Heiligen. Oder die Alte erzählte von Schiffen, die heimgeliehet waren, wenn man sie am wenigsten erwartete, und von Freunden und Verwandten, die gesund und munter zurückkamen, nachdem man sie längst als auf dem tiefen Meeresgrunde schlummernd beklagt und beweint hatte. Solche Geschichten, wie die letzteren, sparte sie gewöhnlich für die stürmischen Nächte auf, wenn der entfesselte Orkan die Wasser der Bucht weit hinaufpeitschte auf den Strand und zwischen die Häuser der Fischer und Schiffer, was in diesem Herbst mehr als einmal geschah. Und wenn das wilde Wetter die Küste entlang fuhr und Kurt Markers am Lande war, so versäumte auch er es nie, am Abend vorzusprechen und Else die Zeit durch irgend eine Seemannsgeschichte oder durch ein paar Schifferlieder zu vertreiben. Und stets sorgte er dafür, daß sowohl Geschichten wie Lieder glücklich und fröhlich endeten. Dann wunderte sich Else, die fest daran glaubte, daß er Nannie geliebt habe, wie er sein Mißgeschick so lächelndes Antlitzes ertragen konnte, und wenn sie an ihr eigenes Loos dachte, bemitleidete sie ihn herzlich.

Allein die Anstrengung, die Else täglich aufwenden mußte, um sich vor ihrer kleinen Welt aufrecht zu erhalten, führte mit der Zeit ein immer zunehmendes Sinken ihrer Kräfte herbei, und eines Tages brach sie plötzlich zusammen. Sie legte sich nieder, schloß ihre Augen und löste gleichsam den Griff, mit dem sie sich an das Leben geklammert hatte. Aber sie sollte nicht sterben. Es war, als duckte sich ihre Natur nur vor dem Sturm des Lebens, um Wind und Wogen vorüberbrausen zu lassen. Nach langem Kranken-

lager erhob sie sich neu gestärkt und voll frischer Hoffnung. Eines Abends ging sie hinauf auf den Rücken des Hügel. Sie war noch immer schwach und angegriffen, aber die milde Luft und ein Blick auf das an geschützter Stelle grün und saftig wuchernde Gras hatten sie herausgelockt. Die Sonne war bereits unter den Horizont gesunken, eine lange, schwere Wolkenbank lagerte darüber, aber unter derselben zeigte sich ein dünner, blauer, glänzender Streif, das schwache Anzeichen eines bevorstehenden prächtigen Tages.

Es war wieder Frühling geworden. In dem niederen Lindenbaum dicht hinter dem Häuschen rief ein Nothkehlchen zwitschernd nach seiner Gefährtin. Seit der Abfahrt der „Seeschwalbe“ war nun gerade ein Jahr vergangen, aber noch ein Jahr sollte vorüber rollen, ehe das Schiff wieder heimkehrte. Noch ein ganzes Jahr! Doch auch das mußte ja vergehen, und dann sollte sie Nannie wieder an ihr Herz schließen. Einmal hatte sie Nachricht von derselben erhalten, nur einmal. Ein heimkehrendes Schiff brachte einen Brief, der ganz voll von ihrem Glück war, aus dem aber Else trotzdem herauszulesen meinte, daß des Kindes Herz sich heiß nach der Heimat sehnte. Sie streckte ihre Arme gegen das Meer aus. „D komm, komm, komm!“ flüsterte sie. Aber vermochte ihr Wunsch die Entfernte zurückzubringen? Ein Seegelboot schwebte weit draußen auf dem Wasser der Bucht heran, und ganz in der Ferne, an der Spitze des Vorlandes, glaubte sie ein großes, einlaufendes Schiff wahrzunehmen, vielleicht einen der zahlreichen Küstenschiffe. Es war noch zu früh im Jahre, als daß schon einer der Moringener Ostindienfahrer eintreffen konnte.

Gerade unter ihr lag am Strande im flachen Wasser ein Boot vor den Fischerhütten; barfüßige Kinder kletterten aus und ein und schaukelten und plätscherten lachend und schreiend und spielten Seefahrer, in harmloser Nachahmung des Berufes ihrer Väter und älteren Brüder. Plötzlich tauchte die Gestalt eines Mannes an einer Biegung des bergan führenden Fußpfades hinter einem Abstrich auf. Else sah dem Herankommenden klopfenden Herzens entgegen. Sie fühlte ihre Füße schwach werden. Sie gedachte unwillkürlich des Morgens nach jener Nacht, in der ihr Nannie ins Haus gebracht worden, als Thomas sie hier an derselben Stelle aufgesucht und ihr das Versprechen der Treue abgenommen hatte, ehe er davonsegelte. Der Mann dort war nicht Thomas, das wußte sie, und dennoch klopfte ihr Herz; jetzt erkannte sie in dem Nahenden Kurt Markers mit seinem Flachshaar und seinem guten, ehrlichen Gesicht. Ein langer Satz brachte ihn an ihre Seite.

„Das ist schön, Else, daß du dich endlich herausgewagt hast,“ sagte er. „Aber fühlst du dich auch schon kräftig genug?“

Sie sah es ihm an, daß ihr Aussehen ihn erschüttert hatte. Sie wußte, daß sie sich sehr, sehr verändert hatte. Jugend und Schönheit waren während ihrer Krankheit dahingeschwunden. Warum sollte sie dieselben zurückhalten suchen, da doch niemand danach etwas fragte? Und dennoch verursachte es ihr Schmerz, als sie sah, wie sehr Kurt die Veränderungen an ihrem Aeußern bemerkte.

„Daran ist nichts gelegen, Kurt,“ sagte sie, mehr seine Gedanken wie seine Rede beantwortend.

Kurt schritt aufgeregt und beklommen hin und her. Es



„Daran ist nichts gelegen, Kurt,“ sagte Else.

schien, als ob seine Augen draußen auf der See etwas suchten, obgleich kein Segel mehr in Sicht war; der Küstenschiffe, oder was es sonst für ein Fahrzeug gewesen sein mochte, war wohl beim Aufkreuzen hinter einem Landvorsprunge verschwunden.

„Aber doch ist etwas daran gelegen!“ stieß Kurt plötzlich hervor, und sein Gesicht war so rot, wie die ferne Abendglut. „Mir ist etwas daran gelegen, Else, liebste, liebste Else!“

Wie Schuppen fiel es von ihren Augen. Also Nannie war es doch nicht, die er geliebt?

Im ersten Augenblick zog es wie Freude in ihr Herz. Sie war also nicht verlassen; es lebte jemand auf Gottes Welt, dem sie teuer war. Die düstere Mauer, die sich vor ihrer Zukunft emporgetürmt hatte, schwand auf einen Moment wie durch Zauberei, und eine Vision von Liebe und häuslichem Glück stieg vor ihr auf. Aber nur auf einen Moment, dann lehnte sie sich schluchzend an den kalten, nackten Fels.

„Mein Herz ist fort, weit fort,“ sagte sie endlich. „Einstmals im Sommer, vor langer Zeit, ist es fortsegelnd weit über die See, und es kommt niemals wieder zurück.“

„O Else, ich will geduldig warten. Warte ich doch jetzt schon länger, als du ahnst!“

Sie schüttelte ihren Kopf.

„Thu das nicht, Kurt. Das ist lebendiger Tod. O, ich hab's versucht!“

Sie zitterte heftig; Kurt hüllte sie sorgsam in ihr Tuch und geleitete sie dann schweigend dem Hause zu. Sie meinte leise vor sich hin, während sie gingen. Wie war doch alles so trostlos verworren und verkehrt!

Weiter und beinahe glücklich hatte sich Else gefühlt, als sie vorhin den Hügel hinaufflieg; jetzt, als Kurt sie verließ, war es ihr, als könne sie die Einsamkeit nicht mehr ertragen. Noch zögerte im Westen ein schwacher Tagesdämmer; es trieb sie mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in das Bodengemach. Halb mechanisch stieg sie die Stufen empor, dann trat sie zum Fenster. Ihre Blicke wendeten sich nach der Richtung, aus der so manchmal das ersehnte Glück gekommen war, da — sie stieß einen Schrei aus — sie hielt sich an dem Fensterkreuz, um nicht zu fallen — denn schön, wie eine Erscheinung aus den Regionen des Lichts, kam unter allen Seaeln ihr Stolz, ihre Freude, das Schiff, für das sie so oft gebetet, ihre weißbeschwungte „Seeschwalbe“ langsam die Bucht herauf!

Laut weinend und schluchzend eilte sie die Treppe wieder hinab. Sie waren ja wieder zu Hause! Nun war vergessen, daß das Kind, welches in ihren Armen geruht, ihr das Herz des Geliebten abgewendet hatte. Sie waren ja wieder zu Hause! Nun war auch vergessen, daß Thomas sie einst geliebt und sie dann allein gelassen hatte, denn sie waren ja wieder zu Hause! In ihrem Herzen lebte nichts als der laute Ruf: Willkommen! Willkommen!

Mit schnellen, bebenden Händen schaffte sie Ordnung im Hause, dann kleidete und schmückte sie sich wie für den Sonntag. Mochte das hellfarbene Band an ihrem Halse immerhin ihr bleiches, hageres Gesicht beschämen, die Silberstreifen in ihrem Haar bekundeten ohnedies, daß dem armen Mädchen sein voller Anteil an dem Schmerz der Welt zuteil geworden war. Aber was machte sich jetzt Else daraus? Sie waren ja wieder zu Hause!

Und zu all diesem Glück kam noch ein anderes hinzu: das Glück darüber, daß sie wirklich Freude empfinden konnte. Während der verwichenen trüben Monate hatte sie sich wieder und wieder gefragt: Wie wird es werden, wenn sie wieder nach Hause kommen? Wie werde ich sie begrüßen können? Wie werde ich Thomas van Tromps Frau gegenüberstellen?

Endlich war alles bereit und Else setzte sich nieder und wartete. Sie wollte nicht zum Strande hinuntergehen, sie wollte die Ankommenden hier im Hause willkommen heißen. Da aber erinnerte sie sich, daß dies ja nicht mehr Nannies Heim sei, daß dieselbe als Thomas van Tromps Gattin nunmehr in das große, stolze Herrenhaus dort oben gehöre. Und mit Stolz und Vergnügen vergegenwärtigte sie sich, wie Nannies kleine Füße über die Teppiche der großen Gemächer trippeln und wie ihre Kleider die breiten Eichenholztreppe auf- und niederwärtigen würden, und wie süß ihr lächelndes Antlitz dereinst, in Öl gemalt und goldumrahmt, zwischen den alten strengen van Tromps von der dunklen Wand herniederblicken müßte.

Wagengerassel näherte sich draußen auf dem Fahrwege. Else hielt den Atem an und lauschte. Das fährt vorüber — dachte sie — wohl hinauf zum Herrenhause. Die Freude aber wich nicht aus ihrem Herzen.

Da wurde die Thür weit geöffnet — des Hauses Wände drehten sich um Else wie im Wirbelwind — vor ihr stand Thomas van Tromp mit Nannie auf seinen Armen. Das Bild jener Nacht trat wie ein Blitz vor ihr geistiges Auge: wie ihr Vater mit dem geretteten Kinde über die Schwelle trat und das lange, goldene Haar der Kleinen bis zur Erde hinabhing.

„Laß mich nieder, Thomas, daß ich zu ihr gehe. So!“

War diese Stimme, aus der jeder Klang gewichen, Nannies Stimme? Waren dies Nannies Füße, die sich so mühsam über die Dielen schleppeten? War das Nannies glückliches Gesicht, das so bleich, so elend jetzt auf Elses Schoße lag?

„Nun bin ich wieder zu Hause und bei dir, liebste Else!“

VI.

Sie legten das Kind, Elses Nannie, in Elses Bett. Das war nicht die Heimkehr, für die Else sich geschmückt und das Haus zurecht gemacht hatte! Und dort lag Nannie Woche für Woche, und Else wußte längst, daß die kleinen Füße niemals mehr über die weichen Teppiche in dem großen Herrenhause trippeln würden; ihr irdischer Pfad war bald zu Ende.

„Wie schön, wie still ist es hier bei dir, Else,“ sagte Nannie eines Tages. „Du glaubst nicht, wie fürchterlich die See mich ängstigte, wenn sie zornig wurde!“ Ein Schauer lief bei diesen Worten über ihren Körper. „Und dann diese langen, langen Tage und Wochen, wenn das Schiff wie tot auf dem blendend glatten Wasser lag, wenn die Sonne blutrot auf uns herabbrannte und die schrecklichen Haie uns rings umwimmelten! — O wie schön ist es doch hier zu Hause!“

Und bei diesen Worten entschlief sie.

Als sie wieder erwachte, rief sie Thomas zu sich. Sie ergriff seine braune, starke Hand und streichelte sie mit ihren durchsichtigen Fingern. Dann nahm sie auch Elses Hand und legte ihre Wange hinein. So war sie vor langen Jahren oft eingeschlafen; die Erinnerung rief Thränen in Elses Augen.

„Du weißt nicht, Else, wie gut er gegen mich gewesen ist,“ sagte die Kranke, indem sie Thomas unverwandt anblickte, „und auch nicht, wieviel Geduld er mit mir gehabt hat. Und —“ hier wendete sie sich der Angeredeten zu — „O Else, ich weiß alles, alles!“

„Und was weißt du, Liebchen?“ fragte Else und beugte sich über sie.

„Alles — von dir und Thomas.“

Else kauerte am Bette nieder und verbarg ihr Antlitz, und Thomas wendete sich stöhnend ab.

„Vorher wußte ich nichts, Else,“ fuhr Nannie fort, indem sie sich mühsam emporrichtete, „du glaubst mir das. Ich ahnte nichts, als ich fortging, und nun bin ich nach Hause gekommen, um es dir zu sagen. Als ich in den langen Nächten schlaflos lag und mich vor dem Wasser fürchtete, das sich brausend und gurgelnd am Schiffe entlang wälzte, da kam mir nach und nach die Erkenntnis. Aber du vergiebst mir, Else, und du mißgönnt mir nicht mein so kurzes Glück.“

„O sprich nicht weiter, Nannie,“ schluchzte Else.

„Und noch viel andere Gedanken kamen mir,“ fuhr die Kranke fort. „Ich habe dich oft recht sehr gequält und betrübt. Ich war ein leichtsinniges und gedankenloses Mädchen.“

„Ein Segen warst du mir,“ rief Else, „und mein einziges Glück!“

„O nicht doch,“ entgegnete Nannie matt. „Doch du bist gut. Später ist mir alles, alles klar geworden. Wenn ich noch einmal von neuem beginnen könnte, dann würde ich anders, o ganz anders sein



„Ich weiß alles — von dir und Thomas.“

und handeln! — Ach, daß ich noch einmal von neuem beginnen könnte! — Thomas hatte mich nicht aufgefordert, mit ihm zu gehen.“

Der Kapitän legte seine Hand auf ihre Lippen.

„Nein, Thomas, ich will ihr nichts mehr verschweigen,“ sagte Nannie, indem sie ihres Gatten Hand entfernte. „O laß mich ihr sagen, daß ich dich anlehnte, daß du mich mit dir nähmest. Ich hätte es nicht ertragen können, ohne dich zurückzubleiben. Aber ich thäte es nicht wieder, wenn ich — nur — noch einmal — von neuem beginnen könnte —“

Sie sank zurück und legte ihre Wange wieder in Elses Hand, als ob sie einschlafen wollte. Dann nahm sie Thomas' Hand, die auf ihrem Herzen ruhte und legte dieselbe auf Elses; sie drückte ihre Lippen darauf und mit einem letzten Blick empor begann sie ihr Leben von neuem, aber nicht mehr auf dieser Erde —



Der Pflanzenschmuck des Balkons.

Wenige Örtlichkeiten bieten so allgemeine und so dankbare Gelegenheit zur dekorativen Verwendung von Pflanzen, wie der Balkon, der ja heute selten einer leidlich komfortablen Wohnung fehlt und in seiner Doppelrolle als Repräsentant derselben nach außen hin, wie als lauschiger Zufluchtsort für die Bewohner selber zur Aufstellung blühender und grüner Gewächse geradezu auffordert. Mag er wesentlich nur den Zweck haben, die Hausfront architektonisch zu verschönern, mag er nach Lage, Größe und Gestaltung sich zu längerem Aufenthalt für den Bewohner und seine Gäste eignen, mag er beide Anforderungen gleichzeitig erfüllen — immer ist es der Pflanzenschmuck, der ihn erst recht eigentlich zu dem macht, was er sein soll. Pflanzenkränze, Pflanzenranken mit ihren belebten die starren Formen des Steines, sie geben mit ihrem Schatten, ihrem erquickenden Grün, ihrem Blütendufte, ihrem Wehen und Klüffern jenem Aufenthalt erst den Reiz des Traulichen, Wohlthuenden, Gemüthlichen; Pflanzen endlich regen auch bei dieser Verwendung zum Denken an, ihre Pflege bildet mit all den Freuden, wie der Anblick des Wachens und Gedeihens sie zeitigt, einen wertvollen Teil auch der Gemüthe, die unser Balkon uns zu bieten vermag.

Je nach der Beschaffenheit des Balkons wird naturgemäß das Pflanzenkleid desselben verschieden geartet sein müssen. Von dem nüchternen Kasten, der sich oft wie ein Schwalbennest an die Fassade großstädtischer Mietstasernen angelehnt findet, bis zu dem weiten Perron, der die säulengetragene Unterfahrt herrschaftlicher Villen deckt, bietet er in seinen zahlreichen Formen und Abstufungen dem Biergärtner eine Fülle von Aufgaben, von Möglichkeiten des Aufwandes und der Anordnung, die sich selbstverständlich in dem knappen Rahmen dieser Pflanderei auch nicht entfernt erschöpfen läßt. Unsere Andeutungen werden indes um so mehr genügen, als für umfangreichere und schwierigere Arrangements ohnedies der Fachmann zu Rate gezogen werden muß.

Soll eine Art Laube hergestellt werden, so spielen Schlinggewächse naturgemäß die Hauptrolle bei der Bepflanzung. Wenn der wilde Wein, diese raschwüchsigste, dauerhafteste, geradezu unfruchtbar wuchernde Pflanze mit der dichten, sattgrünen Belaubung und den herrlichen Farbenspielen der Herbstzeit etwas zu gewöhnliches ist, sei es, weil die gar zu sonnige Lage gegen ihn spricht — nicht verwenden mag, der pflanze Waldrebe (Clematis) an, deren großblumige Abarten, namentlich Cl. Jackmanni, Cl. Star of India, Cl. Miss Bateman, bei einigermaßen sonniger Lage einen prachtvollen Schmuck

bilden. Auch der wohlriechende Wein, Vitis odoratissima, ist zu empfehlen, die rosagefüllte Binde, Callistegia odorata, oder aber, falls die Pflanzen im freien Erdreiche des Gartens stehen und dann zum Balkon hinaufgezogen werden können, die rankenden Rosen, der Pfeifenstrauch, ferner die wunderhübsche azorienähnliche Glycine chinensis mit ihren zahlreichen violetten Blütentrauben, oder der Trompetenbaum, Bignonia radicans, dessen feuerrote, große, trompetenförmige Blumen weithin leuchten.

In Mietwohnungen wird man meist nur einjährige Gewächse erziehen, namentlich solche, die durch Blütenreichtum hervorragen, so die farbenreichen Winden (Ipomoea)arten, Cobaea scandens, Eceurocarpus scabra, durch schönes Laub und prächtig feuerfarbene Blütenbüschel ausgezeichnet, auch den Sommerpfeife, Senecio micarioides, den man wohl scherzweise „Eisenbahnspheu“ genannt, „weil er schneller wächst, als die Eisenbahn fährt“.

Wenn thunlich setzt man die Pflanzen, statt in Töpfe, in geräumige Zinkkästen, die natürlich guten Wasserabzug haben müssen, so etwa, daß auf einen Meter Länge an drei Stellen kleine Kasetten aus je fünf quadratcentimetergroßen Löchern angebracht sind. Vor dem Einfüllen der Erde werden diese Kasetten mit Scherben bedeckt. Damit die Kästen nach außen hin nicht sichtbar werden, besetzt man sie in den Zwischenräumen, welche die größeren Gewächse lassen, mit Ampelpflanzen, beispielsweise der buntblättrigen Goldnessel, Galeobdolon luteum fol. marm., von den Gärtnern gewöhnlich, aber fälschlich bunter Gumbermann genannt, ferner mit der ungemein graziosen Mühlenbeckia rotundifolia, Vincasorten oder auch mit gewöhnlichen überhängenden Petunien, welche neben ihrer Anspruchslosigkeit und Blühwilligkeit auch den Vorzug feinen Duftes besitzen.

Was das Ausziehen der Zweige und Ranken bei den größeren Schlinggewächsen betrifft, so kann dies, nachdem zunächst die etwa vorhandene Eisengitterwand des Balkons möglichst gleichförmig bedeckt ist, unter einfachen Verhältnissen mittels Draht oder gar Bindfaden geschehen, der bis zur Decke des Balkons ausgespannt ist. Vermag man größere Aufwendungen zu machen, so wäre auf die höchst geschmackvollen, filigranartig aus geriffeltem Eichenholze gefertigten Konstruktionen von Karl Schlieffmann in Kassel (Mainz) hinzuweisen, die bei der letztjährigen Berliner Gartenbau-Ausstellung Aufsehen erregten. Aus diesen Holzgittern lassen sich Wandflächen, Deckenwölbungen u. dergl. herstellen, die mit bogenfensterartigen Öffnungen versehen, nach außen einen vorzüglichen Effekt machen und, genügend bewachsen, die Balkonlaube zu einem wahren weltabgeschlossenen Ruheplätzchen gestalten — tiefschattig und undurchdringbar für neugierige Blicke.

VII.

Else und Thomas fuhren im Zwielfichte im kleinen Boote der „Seeschwalbe“ vom Vorlande über die Bucht zurück nach Moringen. Sie kamen von Kurt Markers Hochzeit; der wackere Seemann hatte ernstlich darauf bestanden, daß Else durch ihre Gegenwart seinen Ehrentag verherrlichen und seiner Verbindung mit dem Mädchen bewohnen sollte, das ihr so ähnlich war, wie er meinte, eine Behauptung, der sie innerlich nicht beizustimmen vermochte, wenn sie das frische, glückliche Gesicht der Braut betrachtete und deren helle, frohe Stimme hörte.

Sie fuhren im Zwielfichte still dahin, und als es allmählich dunkler und dunkler wurde und die scharfen Umrisse der Küste immer mehr verschwammen, da kam ein weicher Friede in Elses Herz. Ihre Gedanken weilten bei Nannie, auf deren Grabe nun schon zum zweiten Male die Blumen blühten.

Das was Nannie ihr auf dem Sterbebette gesagt hatte, war zwischen ihr und Thomas nie zur Sprache gekommen. Er war bald darauf wieder in See gegangen und erst jetzt wieder heimgekehrt. Der Roman von ihrer beider Leben schien beendet, ihre Liebe lag hinter ihnen in ihrer Jugendzeit. Kapitän van Tromp war nicht mehr jung und auch Elses Sommer war fast vorüber.

Sie legte die gefalteten Hände auf ihr Knie und lauschte mit aufwärts gerichtetem Antlitz den Tropfen, die von den Rudern des Kapitäns fielen, und den Stimmen der Nacht.

Nach einer Weile fühlte sie des Kapitäns Hand auf der ihrigen.

„In einer Nacht, auf der Heimreise,“ begann er, „als wir während eines Sturmes platt vor dem Winde liefen, sah ich das Kind ganz deutlich vor mir. Es lächelte mir zu. Bald darauf änderte ich den Kurs, ließ wenden und wir machten den Weg wieder zurück; da stand es im Kielwasser und schluchzte und rang die Hände. Was hatte das zu bedeuten, Else?“

„Das war ein Gebilde der Phantasie, ein Traum,“ antwortete Else. Und wieder unterbrach nur der melodische Tropfenfall von des Kapitäns Rudern das Schweigen.

Dann begann er wiederum. „Ich habe daran gedacht, meinen Platz an Bord an Kurt abzutreten und von nun an zu Hause zu bleiben,“ sagte er.

Else ließ ihre Hand sinken und das Wasser rieselte schmeichelnd durch ihre Finger. Ihr Herz war doch noch nicht tot, denn es klopfte hoch und laut bei diesen Worten des Kapitäns. Frühling und Sommer mochten dahin sein, aber vielleicht brachte der Herbst noch ein paar schöne Tage für sie.

Thomas legte die Ruder quer über das Boot. Die Schatten der Nacht verbargen ihre Gesichtszüge, aber Elses Hände ruhten in den seinen, seine Wange an der ihrigen, während die Strömung sie sanft der Heimat zuführte.

— Ende —

Handelt es sich nur mehr darum, die Eisengitterwand des Balkons mit Pflanzen zu bedecken, so eignen sich hierzu allerdings auch viele der bereits genannten Schlinggewächse, es kommt dann aber vornehmlich Pelargonium peltatum in Betracht, welches bis zum Winter völlig besät ist mit hellrosafarbenen Blütenköpfchen. Die neueren Abarten mit dunkleren Blüten sind zwar nicht häßlich, aber doch weniger hübsch und auch weniger reichblühend, als jene alte hellfarbene Sorte. Man kann dies ungemein dankbare Pelargonium ohne Schwierigkeit an Stäben aufgebunden im frostfreien Raume überwintern, muß aber beim Ablösen der Zweige vom Gitter Vorsicht anwenden, weil dieselben sehr schwer und dabei sehr brüchig sind. Den Sommer hindurch bedarf die Pflanze ausgiebiger Bewässerung; sie ist auch sehr erkenntlich für wiederholten Düngerzug.

Im Übrigen lassen sich alle Florblumen in dieser oder jener Art für den Balkon verwenden, hinter dem Gitter oder auf einem oben an demselben befestigten Brette, beziehentlich auf der steinernen Wand stehend, wenn solche statt des Gitters vorhanden. Man Sorge im letzteren Falle nur, daß der Wind sie nicht herabwerfen kann. Bei halbschattiger Lage und einigem Schutz vor Wind denke man auch an die Palmen und Dracänen, welche man den Winter über im Zimmer gehalten hat und die nunmehr eines Aufenthaltes in freier Luft als Kräftigung für die Strapazen der nächsten Wintercampagne mit ihrem Osendunst und Petroleumqualm, ihrer ägyptischen Finsternis und ihren Bewässerungsgefahren, bedürfen. Manche schon halb verlorene, wurzelsaule oder sonst schwerkranke Zimmerpflanze hat sich schon auf dem Balkon völlig erholt und rasch soweit verjüngt, um noch eine Pflanze des Ortes darzustellen, dem sie Leben und Gesundheit verdankte.

Auf einem solchen mit einfachsten Mitteln pflanzlich ausgestatteten Balkon läßt sich auch ohne besondere Gerüste und Gestelle für Schlingpflanzen, ja ohne letztere überhaupt, ein laubenähnliches Plätzchen durch hohe Topfgewächse herrichten, die, wie beispielsweise Spindelbaum (Evonymus), dicht genug belaubt sind, um eine Schutzwand nach außen darzustellen. In sonnigen Lagen greife man dabei zunächst nach unserm alten Oleander, der mit seinen feinfarbigsten und feinduftenden Blüten einen unerzehlichen Schmuck der Lokalität bildet. Er verlangt starke Bewässerung, ebenso wie die vornehmere, auch nur in der Prallsonne gedeihende Granate. Für beide gilt die Regel: „Den Fuß im Wasser und den Kopf im Feuer“, während die Evonymusarten bescheidenere Anforderungen nach beiden Richtungen hin stellen.

Wo irgend anzubringen, vergesse man nicht eine Ampel. Blumenampeln zieren mehr als fast irgend eine andere Art blumistischer Arrangements; man betrachte nur eine mit Fuchsfien

bepflanzte Ampel — sie ist entzückend. Die Herstellung dieses Dekorationsstückes hat gar keine Schwierigkeiten; beim Mangel an Stecklingen von eigentlich hängenden Fuchsenorten genügen beliebige andere Fuchsenstecklinge, die man in schräger Lage einpflanzt. Allerdings verlangen Blumenampeln Aufmerksamkeit wegen des Austrocknens; es ist auch gut, wenn sie öfters gespritzt werden. Da aber das Spritzen überhaupt günstig auf die Balkonpflanzen wirkt, so scheue man die Ausgabe für eine Blumenpritze nicht — sie macht sich bezahlt.

Bei einigermaßen geräumiger Lokalität ist auch die Aufstellung eines Blumentisches auf dem Balkon wohlangebracht, ja ohne Zweifel weit besser, als im Zimmer, wo bei dem unzureichenden Lichte und dem gedrängten Stande die Pflanzen im Blumentische sehr rasch zurückzugehen pflegen.

Aber bei ausgiebigem Raume läßt der Balkon überhaupt gärtnerischer Dekorationskunst weites Spiel, und man kann da ganz herrliche Anlagen — wie sie u. a. das Genie des Berliner Landschaftsgärtners Friedrich Märker durchzuführen weiß — beobachten. Wo der Platz, unbedeckt, dem Lichte und der Luft schrankenlos Zutritt gestattet, wo er sich weit genug ausdehnt, um eine „perronartige“ Anlage, einen schwebenden Garten, zu ermöglichen, was ist da — wenn auch das Geld nicht gespart zu werden braucht — nicht alles aus den Stein- oder Asphaltboden hervorzuzaubern. Rasen- und Blumenparterres mit stattlichen Palmen oder Dianellen als Höhepunkten, Gruppen von Kirschlorbeer, Aucuben, bunten Evonymus, Blütensträuchern, Alpenrosen und Azaleen, geschmackvoll angeordnete imponierende Einzelpflanzen, wie Musa ansata, Araucarien oder andere edle Koniferen, buntblättrige Neuholländer Lorbeeren und Drangen, blühende und fruchttragende Pyramiden von feinem Topfobste, Teppichbeete von Succulenten oder Florblumen, Festons und Guirlanden grüner und blühender Schlinggewächse, dazwischen Statuen und Majoliken, Fontainen, Lauben und Laubengänge, für jede Tageszeit, jeden Stand der Sonne, eine schattige Nische, eine gemütliche Plauderdecke. Mit einem Worte: „Wer's kann, der kann's.“ Aber wer auch nicht so gestellt ist, wer nur über eines jener anfangs erwähnten bescheidenen Schwalbennester verfügt, mag nicht veräumen, seinen Balkon bestmöglich herauszuputzen — die That ist klein, der Lohn ist groß!“ Oscar Cordel.

Monatsbilder: Mai.



Nun zieht mit segensreichen Schritten Der Frühling tief ins Land hinein, Und unter seinen leichten Tritten Erblühen Feld und Flur und Rain.

In Blumen kleidet sich der Garten, In weiches Laub hüllt sich der Wald, Der Nachtigall, der lang erharren, Gesang aus tiefen Büschen schallt.

Welch holdes Wehn in allen Zweigen, Welch süßer Duft im sonn'gen Feld — Nun will sich Herz zu Herzen neigen, Wie Schnuckschlaut geht's durch die Welt.

Hier schein's Suchen, holdes Finden, Auf Jugendlippen stammelnd Wort, Dort Hände, die sich zueinander binden — Getrost! euch schirmt der Liebe Hort!

Sinweg mit Sinnen, Grübeln, Sorgen, Ihr steht in jenseit'ger Hut, Die Welt verjährt sich jeden Morgen, Und alles — alles wird nun gut!

E. J.

Frauen-Typen unterwegs.

Flaudereien von P. Gisbert.

I. Die verwöhnte und die ängstliche Touristin.

Reisen ist durchaus nicht so leicht und einfach, als man annimmt. Es genügt nicht, daß man am Bahnhofsbalcon ein Billet löst, sein Gepäck mit zwei Zentnern „Ubergewicht“ aufgiebt und unterwegs das auf dem Bahnhof gekaufte Reisehandbuch durchstudiert. Reisen ist auch keineswegs für alle Passagiere eine Lust. Immer wird es Menschen geben, denen das Reisen unter allen Umständen wie eine Strapaze erscheinen wird, auch wenn die Schnelligkeit des Dampfzuges sich verdoppeln und verdreifachen würde. Unter den Männern sind es diejenigen, welchen die Bahngesetze mit ihren Bestimmungen über das Schließen der Fenster „auf der Windseite“, das „Belegen der Plätze“ zc. am wichtigsten dünken, und die auch pedantisch auf die Einhaltung dieser Paragraphen achten, wahre Würgerengel der Mitreisenden — diejenigen, welche wie von schwerem Unglück betroffen scheinen, wenn sie im Hotel den gewohnten Stiefelknecht nicht finden oder die „Bierverhältnisse“ nicht so geregelt, wie in ihrer Heimatstadt. Unter den Frauen sind es die verwöhnten, welche an alle den Maßstab der heimischen Verhältnisse legen, an das Logis, das Essen, die Bequemlichkeit — und die ängstlichen, die immer nervös sind, sich überhaften, den geplagten Gatten (denn die Ängstlichen reisen natürlich immer mit ihren Gatten) mit in ihre Aufregung hineinziehen und nie so recht zur Ruhe kommen. — An der Verwöhnung der ersteren Art trägt vor allem die Hochzeitsreise Schuld. Es ist natürlich, daß auf dieser in unseren Kulturgewohnheiten üblich gewordenen „Fahrt ins romantische Land“ der junge Ehemann alle Hindernisse aus dem Wege räumt, und daß das Glückseligkeit der jungen Touristin alles unterwegs in verklärendem Lichte erscheinen läßt. Billet- und Gepäckbejorgung, Eisenbahnfahrt, Logisqualen, Hotelverpflegung — all' diese Dinge sehen in der bengalischen Beleuchtung der Flitterwochenstimmung anders aus, als später. Und dann ist man auch, vielleicht zum erstenmale, draußen in der großen Welt, sieht das Erhabene und Schöne in Kunst und Natur an der Seite des geliebten Mannes. Was thut in solchem Falle etwas Unbequemlichkeit, wenn sie in der That trotz der ängstlichen Vorsicht des jungen Ehenovizen an sie herantritt? Einem jungen Hochzeitspärchen wird auch unterwegs von allen für das Reiseleben maßgebenden Faktoren vom Hotelier an bis zum Hausknecht und Gepäckträger hinunter eine Extrastellung eingeräumt; es steht gewissermaßen unter dem Schutz des reisenden Publikums, jeder belächelt es und freut sich an seinem naiven Glück.

Wenn nun die Frauen die Eindrücke, die sie auf der Hochzeitsreise empfangen, auf die anderen Reisen übertragen, dann werden sie leicht unzufrieden, und durch die Brille der Unzufriedenheit gesehen, erscheint der blaueste Himmel grau, die grünste Landschaft matt und das vollendetste Kunstwerk ermangelt der Anregung. — Die verwöhnte Frau, die an den Schlafwagen die Ansprüche wie an ein Boudoir stellt, die Küche des Hotels nach dem Maßstab der ihrigen mißt und, wenn sie die Zimmer im Hotel bezieht, nie den Gedanken los wird, daß sie zu Hause in schöner, lustiger „Veletage“ wohnt, ist auf Reisen sich und ihrem Gatten eine Last. Sie ist dem Manne keine Gefährtin mehr, sondern gefährdet ihm sein Reisevergnügen. Eine verwöhnte Frau ist unterwegs wie eine Prophetin der technischen Neuerungen, derer sich einmal die Menschheit erfreuen wird. Sie sieht in ihrem Geiste, wie man die Meere durchfahren werde, ohne von der Seefrankheit belästigt zu werden, die Berge hinaufsteigen werde, lästige Mitreisende im Coupé werde verschwinden machen können, je nach Bedarf gutes Reisevorrat fabrizieren werde, kaum im Hotel angekommen, nach der Zauberformel „Tischlein deck' dich“ in einer Minute ein schmachtendes Menü werde herbeizehren können, wie man in kleinen Gebirgsdörfern für 5 Mark täglich komfortable Paläste zugewiesen bekommen werde und andere wunderbare Dinge mehr. Da wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts aber doch noch nicht so weit sind, wie es die Seele der verwöhnten Touristin ersehnt, so breitet sich natürlich zwischen ihren Wünschen und der Wirklichkeit eine unüberbrückbare Kluft aus. Sie bepackt ihre Gedanken mit viel zu viel, leider nicht immer frommen Wünschen und ihren riesigen Reisekorb, über den die Kofferträger im Hotel und auf der Bahn immer fluchen, mit unnötigen Dingen und wundert sich dann, wenn die unnützen Gedanken und der unnütze Tand ihr Beschwerden machen. Seele und Koffer müssen leicht sein, wenn man sich auf Reisen begiebt. — Ihr habt sie alle schon gesehen, die unzufriedene verwöhnte Dame, die im Coupé nie weich genug sitzt, der es immer entweder zu sehr zieht oder zu wenig oder zu staubig ist, und die ihren Mann hin und her dirigiert, wie einen abgerichteten Jagdhund. Und ihr habt sie oft an der Table d'hôte sitzen sehen, abgepannt und gelangweilt, und dem geängstigten Ehemanne Vorwürfe zuraunend über seine schlechten Dispositionen, über die üble Lage des Hotels, das ungenießbare Essen, die mangelhafte Bedienung und die „gemischte“ Tafelgesellschaft. Der arme Mann seufzt dann wohl der „goldenen Junggesellenzeit“ nach, in welcher er, wenn er auf Reisen ging, frei und ungefesselt, ungehemmt durch Rücksichten auf Schlafwagen, Table d'hôte und Hotelkomfort, durch Berg und Thal schweifen konnte, wie es ihm beliebte. Eine kluge Frau muß als Touristin doppelt klug sein und es vermeiden, den Gatten in eine Stimmung zu bringen, in welcher er solchen Gedanken nachhängt.

Ein anderer Typus, als der der verwöhnten und ewig unzufriedenen Touristin, ist die immer ängstliche. Sie kommt über die fortwährenden Befürchtungen, daß ihr und ihrem lieben Gatten ein Unglück zustoßen könne, nie zum echten, rechten Reisegeuß. Schon auf dem heimischen Bahnhofe beim Einschreiben des Reisegepäcks beginnt ihr Angstgefühl sich zu regen. Wird ihr Gepäck richtig ankommen, ist es nicht falsch aufgegeben? Und sitzt sie im Bahnzuge, dann durchzuden sie fürchterliche Gedanken. Der Zug könnte entgleisen. Man liest so viel von solchen Eisenbahnunfällen. Unterwegs wagt sie es nicht auszustiegen und verhindert auch ihren Gatten daran, die Aufenthaltszeit von zehn Minuten dazu zu benutzen, eine Erfrischung einzunehmen. Wie, wenn der Zug in dieser Zeit ohne sie abfähre? Es wäre entsetzlich und doch ist es schon vorgekommen. — In den Tunnels nun erst, in diesen fürchterlich langen und finsternen Bergdurchstichen! Wenn hier zwei

Jüge aufeinander stoßen, dann sind sie alle verloren. Ihre steigende Angst teilt sich auch ihrem Gatten mit. Sie sind endlich beide froh, am Zielpunkt angekommen zu sein. Aber auch dann hören die Befürchtungen nicht auf. Wird man im Hotel Unterkommen finden? Wird man etwas zu essen bekommen? Wie soll man es mit der Toilettenfrage halten? — So giebt es Duzende von Fragen, die das Köpfchen der armen ängstlichen Frau durchwirbeln. — Und beim Bergsteigen erst oder bei den Bergfahrten an schwindelnden Abgründen vorüber! Hier bedarf es des flehentlichsten Zuredens von Seiten des geplagten Mannes, sie zum Weiterreisen zu veranlassen. Und selbst wenn alles ohne Ungemach vorübergeht, kann sie doch nicht umhin (wie ein kaltes Sturzbad wirkt es auf den Reize-Enthusiasmus des Mannes!) als Finale zu seufzen, daß es „zu Hause am schönsten sei“.

Und ist diese ängstliche Touristin auch von der verwöhnten Himmelweit verschieden, in einem Punkte gleichen sie sich: zum Reisen sind sie nicht geschaffen.

Beide Arten könnten in dieser Beziehung viel von der Engländerin lernen, die ich hinsichtlich des schnellen Einlebens in die Verhältnisse unterwegs die Muster-Touristin nennen könnte. Dabei giebt sie nichts von ihren nationalen Eigentümlichkeiten ab, im Gegenteil! sie besitzt das Geheimnis, die Unnehmlichkeit ihres „home“ mit auf Reisen zu nehmen. Wo sie es versteckt, dieses große Geheimnis, ob in ihren mächtigen Reisekoffern, die wie kleine Häuschen aussehen, oder unter ihrem riesigen Pelzkragen, den sie selbst unter den glühenden Sonnenstrahlen Italiens nicht ablegt — wer weiß es? Aber Thatsache ist es, daß sie das Kunststück versteht, überall hin die Eigenart ihres Wesens zu verpflanzen, sich nicht verwirren zu lassen und sich auf Reisen wie zu Hause zu fühlen. Wenn nach ihrer Ankunft im Hotel die Damen anderer Nationalitäten noch über die Frage nachsinnen, ob sie das blaue oder gelbe Kleid zur Table d'hôte anziehen sollen, sieht die Engländerin, die zu derselben Zeit angekommen, sich „all right“ im „Reading Room“, mit ihrem weißen Häubchen angehan, in heimische Lektüre vertieft, als sei sie in ihrem Hause. Keine Erregung, keine Befürchtung, keine Unzufriedenheit zeigt sich in ihrem Wesen. Mit diesen Eigenschaften wird sie dem Manne eine schätzbare Reisegefährtin, die, mit der Ruhe Old-Englands umpanzert, alles unterwegs mitgenießt und mitduldend, ohne mit der Wimper zu zucken. — Der nächste Artikel, der sich mit der „einsamen Touristin“ befassen soll, wird erweisen, daß unter unseren Landsmänninnen sich dieser Typus der Reise-meisterin ebenfalls schon findet.

Beschreibung des kolorierten Stabstich-Modenbildes „Mai“ 1886.

(Gratis-Beigabe für alle Abonnenten.)

Fig. 1. Promenadenkleid. Der 220 Cent. weite Rock aus Taffet royal ist am unteren Rande mit einem 10 Cent. breiten Streifen von blaufarbtem Wollstoff begrenzt und an der linken Seite mit einem in Blenden geordneten, unten 33 Cent. breiten, oben spitz zulaufenden Teil von weitem Lama-stoff bekleidet; außerdem ist der Rock mit einem 460 Cent. weiten, vorn und an den Seiten der Länge des Rockes entsprechend hinten 62 Cent. hohen Volant garniert. Letzterer ist am unteren Rande 3 1/2 Cent. breit für einen Saum umgelegt und 9 Cent. weit von diesem entfernt in einen zweiten Saum geordnet, welcher den Ansatz einer 4 Cent. breiten weißen Stoffblende bedt. Ein 100 Cent. langer, 160 Cent. breiter, in der Weise der Abb. in Falten geordneter vorderer Tunikateil vervollständigt den Rock. Die Taille aus gleichem Wollstoff hat man mit einem Lap-teil von satin merveilleux, sowie mit Revers, Armelauffschlägen und einem Stehtragen von Lama-stoff verbunden und zum Schließen mit Haken und Ösen und einer Metallagraffe versehen; den Rückenabschluß der Taille wird ein



Fig. 1.

98 Cent. langer, 172 Cent. weiter in Falten geordneter Tunikateil gegengeneigt.

Fig. 2. Promenadenkleid. Der Rock des Kleides aus schwarzem satin duchesse ist in der Weise der Abb. mit Guipure Spitze, Perlenbordüre und Blaues garniert und mit einem in Falten geordneten, vorderen Tunikateil ausgestattet. Das mit gefalteten Vorderteilen versehene Mantelet ist aus mit rotem satin merveilleux unterlegter Etamine hergestellt, mit gefalteten Einsatzeilen von rotem reps-ottoman verbunden und zum Schließen mit Haken und Ösen, sowie mit Gürtelreihen und einer Schleife von 6 Cent. breitem roten Sammetband versehen. Dem Außenrand des Kragens, dem Armelrevers und dem unteren Rand des Mantelets sind Holzperlen aufgenäht. (Siehe die nebenstehende Rückenansicht Abb. 2.) Hut aus Strohgeflecht mit Sammetband und Feder garniert, Schirm aus satin merveilleux.



Fig. 2.

